

Predigt zu Apg 10,34-38/08.01.2023/MG-Münster-Basilika

Liebe Geschwister in der Ökumene,

jeder Mensch hat das Bedürfnis, sich von anderen Menschen zu unterscheiden. Zu unterscheiden, um als eigene Person wahrgenommen zu werden, um die eigene Identität zu finden und auszubilden. Allerdings ist jedes Individuum auch ein soziales Wesen mit dem Bedürfnis nach Kontakt und Zugehörigkeit. Eine eigene Identität entwickelt sich nur im Gegenüber zu den Mitmenschen und sucht dann auch das Verbindende mit anderen Individuen. Darin wird dann die Vielfalt der Individuen deutlich. Beide Seiten gehören untrennbar zusammen. Wird das Unterscheiden jedoch zum Abgrenzen und Ausgrenzen, gerät das Verbindende in Gefahr und somit auch ein friedliches respektvolles Miteinander. In aller Vielfalt „einen wertschätzenden Umgang mit Unterschieden“ zu lernen, bleibt darum eine lebenslange Herausforderung. Das gilt für Personen ebenso wie für Organisationen und Institutionen. In besonderer Weise eine aktuelle Herausforderung für das künftige Zusammenleben in unserer Gesellschaft überhaupt. Und „einander annehmen“ und „miteinander leben“ – das ist kein Selbstläufer und mehr als ein bloßes „Ich bin OK. Du bist OK!“, „seid mal alle nett zueinander!“ oder ein „Gefällt mir!-Klick“ Das ist vielmehr oftmals harte Arbeit, gepaart mit viel Geduld. „Nehmen Sie die Menschen, so wie sie sind, andere gibt es nicht!“ (K. Adenauer) Das ist das „Hinnehmen“, aber noch kein „Annehmen“, das ist das „Nebeneinander“, aber noch kein „Miteinander“!

„Mal angenommen, ich wäre angenommen – angenommen wie ich bin. (Tobias Feldmeyer) Mit meinen Stärken und Schwächen, mit meinen guten Seiten und meinen Macken. Mal angenommen, einer mag mich – einfach so. Würde ich die Anderen dann auch mögen – einfach so? Mal angenommen, es wäre einfach so. Ich wäre angenommen und der Andere auch und Du und ich würden einfach so leben – angenommen, geliebt, gehalten. Würde sich für mich (und uns) nicht alles ändern?“ Es würde vieles ändern, denn wir Menschen sind doch auf

gelingende soziale Kontakte grundlegend angewiesen. Doch das „Einander-Annehmen“ fällt im alltäglichen Zusammenleben oft schwer. Nicht immer unbedingt, weil es uns an gutem Willen fehlt. Aber vielleicht, weil wir es an Bedingungen binden, unser „Eigenes“ für die einzig gültige Norm halten. Und oftmals mangelt es an der rechten Wahrnehmung: unserer Selbstwahrnehmung und der aufmerksamen Wahrnehmung der Menschen, die uns begegnen. Aus mangelnder Wahrnehmung erwächst mangelndes Wissen um das Anderssein des Anderen – wir wissen oft viel zu wenig voneinander, tun uns schwer, auf andere zuzugehen, lassen uns zu wenig darauf ein, andere wirklich zu sehen und kennen zu lernen. Da könnten wir Erwachsenen von der unbefangenen Offenheit der Kinder manches lernen! Aus dem mangelnden Wissen über das Anderssein des Anderen wiederum erwachsen die vielfältigen Ängste und Vorurteile. Wo Menschen in Schubladen gesteckt werden, erstarrt das Leben – das vorgeprägte Bild verdeckt den wirklichen Menschen und erschwert das einander Annehmen. Es verhindert, dass ich mit jemand eine positive Überraschung erlebe, dass ich neue überraschende Begegnungen mache, dass ich mein Gegenüber als ein Original anschau. Persönliche Begegnung, Mut und Neugier wirken tatsächlich am besten gegen Angst vor dem Unbekannten.

Lern-Impulse dazu kann uns z. B. eine biblische Begegnungsgeschichte geben. Der Evangelist Lukas berichtet in einer Schlüsselstelle der Apostelgeschichte (Kap. 10) davon, wie sich zwei Menschen begegnen, die unterschiedlicher kaum sein konnten: Petrus und Kornelius Petrus, der Einheimische, der jüdische Fischer aus einfachen Verhältnissen, vertrauter Wegbegleiter Jesu mit Stärken und Schwächen, eine Säule der nachösterlichen Gemeinschaft. Kornelius, der im Land Fremde, heidnischer Offizier der ungeliebten römischen Besatzungsmacht aus bestem Hause, wohlthätiger Sympathisant der jüdischen Religion.

1. Neue Begegnungen brauchen Vision und Bewegung

Kornelius wird in einer Vision aufgefordert, den ihm unbekanntem Petrus aus dem ca. 50 km entfernten Joppe/Jaffa holen zu lassen. Petrus wird in einer

Vision aufgefordert, Tiere zu schlachten und zu essen, die nach den jüdischen Speisegesetzen als unrein gelten (3 x göttliche Stimme: „Was Gott rein gemacht hat, das halte du nicht für verboten.“), und zum Mitgehen mit den Abgesandten des Kornelius aufgefordert. Petrus und Kornelius – zwei Menschen, die eine Vision haben und sie ernst nehmen und mutig hindernde Grenzen überschreiten.

2. Neue Begegnungen brauchen Augenhöhe und Respekt

Petrus betritt – erste Grenzüberschreitung – das eigentlich für ihn als „unrein“ geltende Haus des Kornelius nebst versammelten Verwandten und Freunden. Als Kornelius zu einer Begrüßung mit Kniefall ansetzt, reicht Petrus ihm zum Brückenschlag die Hand, zieht ihn mit den Worten „Steh auf, ich bin auch nur ein Mensch!“ wieder auf die Füße und begegnet ihm mit Offenheit und Respekt auf Augenhöhe.

3. Neue Begegnungen suchen zuerst das Verbindende

Das einander Wahrnehmen „von Mensch zu Mensch“ auf Augenhöhe ermöglicht alsbald einen offenen Dialog der Beiden über ihre Visionen und führt zu einer programmatischen Erkenntnis bei Petrus: „Jetzt weiß ich, dass es wahr ist: Gott macht keine Unterschiede zwischen den Menschen. In jedem Volk nimmt er jene an, die ihn achten und tun, was gerecht ist. Ihr habt Gottes Botschaft für das Volk Israel gehört: von dem Frieden durch Jesus Christus, der Herr über alle ist...“. Der Konsens, das einander Verbindende wird zur tragfähigen Brücke über alle Unterschiede hinweg. Gott ist kein „Gesichtnehmer“ (griech.), bei ihm gibt es keine „Günstlingswirtschaft“, er bevorzugt nicht. Er ist unparteiisch, urteilt nicht nach dem Augenschein, schaut zuerst den Menschen an als Person, nicht die Zugehörigkeit zu Geschlecht, Status, Ethnie oder Religion. Vor Gott, dem Schöpfer, sind alle Menschen grundsätzlich als seine Geschöpfe gleich, gleichwertig und mit einer unantastbaren Würde versehen.

4. Neue Begegnungen ermöglichen Erprobungsräume

Diese Glaubens-Erkenntnis bleibt in der Begegnung von Petrus und Kornelius nicht folgenlos. Es geschieht ein 2. Pfingstwunder, das in der Taufe von Kornelius und allen Anwesenden mündet. Gottes Geist als Impulsgeber wirbelt verkrustete Verhältnisse auf und schafft Raum zum Leben. Aus dem „die einen da“ und „die anderen dort“ wird ein WIR. Und grundlegende Werte als Basis für ein gelingendes Miteinander rücken in den Fokus: die Ehrfurcht vor Gott und allen seinen Geschöpfen, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit (als Jesu Auftrag zur Barmherzigkeit) und nach „Frieden auf Erden“. Leben im „Licht von Bethlehem“ heißt ja, rechnen damit, dass sich in uns und durch uns etwas verändern kann, dass Menschlichkeit befreit zu einem furchtlosen, respektvollen und friedlichen Zusammen-Leben. Dass wäre wirkliche Herzensbildung. Was derzeit Menschen u.a. bewegt, ist die Frage, wie es gelingen kann, neue Formen von Gemeinsinn zu entwickeln. Und wir als Christinnen und Christen können einen Beitrag der Zuversicht dazu leisten, wenn es uns gelingt, nah an den Menschen zu sein. Menschennahe Kirche muss an sich schon menschlich sein und „Gesicht zeigen“. Der Mensch als Geschöpf Gottes, als sein Ebenbild, lässt sich nur schwerlich in Strukturen und institutioneller Form nahe bringen. Das Menschliche in Kirche ist mit Menschen verbunden. Menschen, die den Rahmen ausfüllen, die Strukturen lebendig machen, ihnen ein Gesicht geben – auch in ganz neuen Erprobungsräumen. Denn erst da, wo Begegnung zwischen Menschen geschieht, kann Kirche menschlich und dann eben auch menschnah sein. Denn Gott „schickt seit Jahrtausenden den Heiligen Geist in die Welt. Dass wir zuversichtlich sind. Dass wir uns freuen. Dass wir aufrecht gehen ohne Hochmut. Dass wir jedem die Hand reichen ohne Hintergedanken. Und im Namen Gottes Kinder sind, in allen Teilen der Welt eins und einig sind“. (Hanns Dieter Hüsch)

Andreas Rudolph, ev. Gemeindepfarrer